

# Das Spielzeug

Nafis Afridi

Ich war damals sehr klein. So klein, dass ich überhaupt nicht begriff, dass ich der Sohn eines armen Vaters war, der in einem privaten Unternehmen als gewöhnlicher Angestellter arbeitete. Ich war sein einziges Kind. Obwohl er also einen recht unbedeutenden Posten hatte und ein ziemlich geringes Gehalt bezog, war er in meiner Vorstellung ein angesehenener Mann. Er ließ niemals zu, dass ich von Minderwertigkeitsgefühlen geplagt wurde. Während meiner Kindheit blieb mir stets verborgen, wie es um unser alltägliches Leben bestellt war. Bis ich erwachsen wurde, bildete ich mir ein, dass das Ansehen meines Vaters und auch sein Gehalt auf jeden Fall groß waren.

Schon von Anfang an schickte mich mein Vater in eine gute Schule und gab mir die Freiheit, mit Freunden aus gutem Hause zu verkehren und mit ihnen zu spielen. Ein Stück weit schuf er mir ein Umfeld, in dem ich auf die Jungen, die aus ärmlichen Verhältnissen kamen, herabzublicken begann. Wenn ich mit ihnen spielte, empfand ich stets eine Art Abscheu. Der Anblick ihrer verdreckten, schmierigen Kleidung voller Schweißgeruch erregte meinen Ekel. Meine eigenen Freunde hatten gute Kleidung und teures Spielzeug. Sie waren durchweg die Söhne von hohen Beamten und reichen Leuten. Ich empfand Stolz darüber, ihr Freund zu sein. Zwar besaß auch ich eine Auswahl guter Kleidung, aber in dem Wettstreit, Spielzeug zu sammeln, blieb ich stets hinter ihnen zurück, da ihre Spielsachen aus Japan, Deutschland und England kamen, wo Verwandte oder Freunde ihrer Eltern studierten oder Geschäfte machten.

Dies führte schließlich dazu, dass ich mir einbildete, ich sei das kümmerlichste Geschöpf der Welt. Oft versank ich stundenlang in Grübeleien, und in meinem Innern regte sich regelmäßig heftiger Zorn gegen meinen Vater. Immer wieder wurde ich von einer plötzlichen Unruhe befallen, wenn ich an meine Zukunft dachte. Meine Situation erschien mir ausweglos. Ich hatte nicht den Mut, meinem Vater zu sagen, dass ich ihn für meinen Feind hielt. „Er kümmert sich überhaupt nicht um mich. Er will, dass ich inmitten meiner Freunde als Zielscheibe ihres Spotts ein kümmerliches Dasein fristen soll.“ All dies ging mir zwar im Kopf herum, aber es fehlten mir die Worte, um es zu artikulieren, und ich brach in Tränen aus.

Einmal entdeckte mich mein Vater, als ich gerade weinte. Das machte ihn natürlich unruhig. Er hatte mich noch niemals zuvor so einsam im Verborgenen weinen sehen. Er wollte wissen, was mich bedrückte. Er hob mich auf den Arm und ging mit mir auf das Dach. Dort zeigte er mir

fliegende Raubvögel und Papierdrachen. Er wies auf einen Zug, der vor uns über das Gleis fuhr, und zeigte mir zwei Ochsen, die gegeneinander kämpften. Dann zog er aus seiner Tasche ein Päckchen Sahnebonbons und gab es mir in die Hand, aber ich blieb nicht eine Minute still. Da wurde er ganz verwirrt. Ich weiß nicht, was er alles dachte. Vielleicht hatte er Angst, dass ich mir eine innere Verletzung zugezogen hatte; dass ich allein irgendwo hingefallen sei und nun diese Verletzung plötzlich schmerze. In seiner Befürchtung fing er an mich abzutasten, wobei er immer wieder auf meine Brust drückte, und mir Fragen zu stellen. Außerdem schimpfte er fortwährend auf meine Mutter, dass sie mich vernachlässige. Die Beunruhigung meines Vaters versetzte auch meine Mutter nicht wenig in Aufregung. Zwar war ich nicht mehr in dem Alter, in dem man noch nicht sprechen kann, aber ich war auf meinen Vater dermaßen zornig, dass ich nicht mit ihm sprechen wollte.

Schließlich erklärte mein Vater resigniert, dass er mich zu einem Arzt bringen wolle. Da bekam ich es mit der Angst zu tun, kletterte von seinem Schoß herunter und fing an, auf dem Fußboden herumzuzappeln. Weinend erklärte ich, dass ich nicht krank sei. Ich wolle ein solches Spielzeug haben, wie es die Söhne von Major Rathor hätten. Da verstand er alles. Mein Verlangen ließ ihn sehr heftig zusammenfahren, weil das Spielzeug, das die Söhne von Major Rathor hatten, 80 Rupien kostete, und ein solches Spielzeug zu kaufen seine finanziellen Möglichkeiten überstieg. Es handelte sich um eine ägyptische Puppe, die, anmutig auf ein Bein gestützt, auf einem runden Untersatz stand und mit einem Hula-Hoop-Reifen gymnastische Übungen vollführte. Wenn man sie aufzog, bewegten sich ihre Beine, ihre Hände, ihr Kopf und ihre Augen auf verschiedenerlei Weise und um ihren Körper drehte sich ein Band im Kreise. Dieses Spielzeug hatte mir so sehr gefallen, dass es mir Tag und Nacht vor Augen stand. Je länger ich daran dachte, desto stärker wurde der Wunsch es zu besitzen. Ich wollte, dass mein Vater schnell einem Freund aus Ägypten einen Brief schreibe und ein solches Spielzeug bestelle.

Danach begann er unruhig zu werden. Von nun an beschäftigte ihn dieser eine Gedanke jeden Moment. Er wusste nicht, was er tun, wie er meinen Wunsch erfüllen sollte.

Unterdessen hatte ich aufgehört hinter ihm herzulaufen, wenn er aus seinem Büro zurückkehrte, ihn zu umarmen und auch, ihm meinen ganzen Tagesablauf zu erzählen. Immer wieder kam er herbei und versuchte mich zu lieb-

kosen, aber ich wandte mich regelmäßig ab und lief weg. Seine Verwirrung wurde immer größer.

Eines Abends saß ich in meinem Zimmer und war dabei zu lesen. Das Licht der Tischlampe fiel auf mein Heft. Der Füllfederhalter lag geöffnet da, und ich war in Gedanken versunken. Vor meinem inneren Auge befand sich eben jenes Spielzeug und schnitt mir Fratzen. Die Worte von Major Rathors Söhnen bohrten sich wie Pfeile in mein Herz: Ein solches Spielzeug sein Eigen zu nennen sei keineswegs selbstverständlich. Einfache Leute könnten derartige Spielsachen nur im Traum bekommen. Mir schien, als würde ich gleich in Tränen ausbrechen oder aber in jenes Zimmer eindringen, wo das Spielzeug unter noch viel mehr Spielsachen aufgestellt war. Ich würde es entwenden und irgendwo im Garten vergraben, damit es nicht mehr da wäre und ich mir nicht länger solche Worte anhören müsste, die mich meinen Kummer spüren ließen.

Eben in diesem Augenblick kam mein Vater herein. Er schien überaus gut gelaunt, denn er strahlte über das ganze Gesicht. Seine beiden Hände hatte er hinter seinem Rücken verborgen. Es schien, als halte er irgendetwas versteckt. Schon bei dem Geräusch seiner Schritte hatte sich mein Dämmerzustand verflüchtigt, und ich sah ihn trübsinnig an.

Da verkündete er, dass er ein Spielzeug für mich mitgebracht habe. Ein Freund von ihm arbeite beim Zoll, der habe es geschickt. Als ich das hörte, hielt es mich nicht mehr auf meinem Stuhl. Mit einem Satz sprang ich auf und umklammerte seine Beine und sprudelte hervor: „Papa, wie bist du doch gut!“

Aber sobald ich das Spielzeug sah, verflogen meine Gefühle vollständig. Die überschwängliche Liebe zu meinem Vater verflüchtigte sich ebenso schnell, wie sie in mir hochgestiegen war. Meine anfängliche Begeisterung erlosch.

Ich hatte das Spielzeug in meinen Händen, und ich nahm es sogleich in Augenschein. Es war die Nachbildung eines Schutzmannes. Seine Uniform war milchfarben, und die Farbe seiner Schuhe war ein glänzendes Schwarz. Er stand auf einem runden Podest und hatte seine Hände in die Luft erhoben, als wolle er den Verkehr regeln. Die Farben und die Art seines Turbans und seiner Socken stachen so in die Augen, dass es wehtat. Genau in der Mitte der Plattform war auf einer Halterung ein Lampenschirm angebracht, und an allen vier Seiten waren vier smaragdfarbene Lampenkugeln befestigt. Dieses Spielzeug kostete sieben-einhalb Rupien, und mein Vater hatte es aus Nepal bestellt.

In dem Augenblick ging in mir eine gravierende Veränderung vor. Ich legte das Spielzeug neben die Füße meines Vaters und stellte mich an den Tisch, wobei ich ihn mit

scharfen Blicken ansah. Mein Vater merkte auch jetzt noch nicht, dass in meinen Augen Zorn, vermischt mit Spott, aufblitzte. Er pries das Spielzeug und seinen Freund in den höchsten Tönen und sagte, dass dieser, wenn er im Winter hierher käme, mir weitere schöne Spielsachen dieser Art mitbringen würde und dass ich, wenn ich sie bekommen hätte, über alle Maßen glücklich sein würde und mit Stolz meinen Freunden von all dem erzählen könnte.

Auf einmal fuhr er zusammen, weil ich just in diesem Moment pfeilschnell aufsprang und in einem Augenblick das Spielzeug mit meinen schwarz glänzenden Stiefeln niedertrampelte. Ich sah, dass ein großer Teil des Lacks von der Spitze meines rechten Stiefels abgegangen und ein weißer Fleck entstanden war. Ich war maßlos enttäuscht, weil ich das ersehnte Spielzeug nicht bekommen hatte. Als ich dann die schönen und teuren Schuhe in diesem Zustand sah, brach ich hilflos in Tränen aus.

Mein Vater verstand überhaupt nichts. Lange Zeit stand er ratlos und bestürzt da und schaute mich an. In jener Nacht konnte er nicht gut schlafen. Einige Tage lang war er völlig verstört. Essen, Trinken, Schlafen und Aufstehen gerieten bei ihm durcheinander.

Allmählich begann ich, diesen Vorfall zu vergessen. Und selbst im Laufe der Jahre, während ich erwachsen wurde, gelang es mir nicht, jenes Spielzeug zu bekommen. Schließlich vergaß ich es ganz.

Wie mein Vater habe auch ich nur ein Kind, einen Sohn. Während ich in meiner Kindheit eigenwillig, egoistisch und selbstbezogen war, ist mein Sohn das ganze Gegenteil davon. Zwar ist auch er selbstbezogen, aber er kennt seine Grenzen und verhält sich gegenüber Erwachsenen nicht respektlos. Er ist ruhig und besonnen. In der Schule ist er nicht wie ich schlecht vorbereitet und hinkt hinterher. Er ist sehr offen und unbefangen.

In meiner Jugend spielte ich gern Hockey und Badminton, aber nur, solange es mir Spaß machte. Ich trat bei diesen Sportarten nie besonders hervor. Mein Sohn hingegen ist in seiner Schule auch der Beste im Sport. Ebenso tut er sich bei den regelmäßigen kulturellen und gesellschaftlichen Aktivitäten der Schule hervor. Er ist ganz und gar kein Junge, der, wie ich in meiner Kindheit, seinen Eigensinn pflegt und bei jeder Gelegenheit in Tränen ausbricht. Aber er sammelt, genau wie ich, gerne Spielsachen. Dass unter den Interessen seiner und meiner Kindheit eine übereinstimmt, macht mich ungemein froh. Es gefällt mir sehr, wenn er mich um Spielsachen bittet. Einmal fand an seiner Schule eine Ausstellung von Spielsachen statt, die von den Kindern gesammelt worden waren. Dabei wurde die Sammlung meines Sohnes zur besten erklärt und erhielt eine Auszeichnung.

Die finanzielle Lage meines Vaters unterschied sich nur sehr wenig von meiner heutigen. Ich bekomme ein Mehrfaches von dem, was er zu seiner Zeit an Lohn erhielt, aber weil alles teurer geworden ist, fallen sein und mein Verdienst ganz gleich aus. So viel wie mein Vater trotz seines geringen Verdienstes für mich ausgab, kann ich für meinen Sohn nicht aufwenden. Mein Vater umsorgte mich auf jede erdenkliche Weise und gab Geld für mich aus, aber ich achte in erster Linie auf die Ausbildung meines Sohnes und gebe gerade so viel für ihn aus, wie es mir möglich ist. Ich weiß, dass, wenn mich mein Vater nicht verzogen hätte, mein weiteres Leben nicht derart bei der Büroarbeit vergeudet worden wäre, und das ist der Grund, weshalb ich meinen Sohn nicht verwöhne.

Eines Tages besuchte ich einen Freund. Er zeigte mir zahlreiche Spielsachen aus seiner Kindheit, die in einem Schrank schön aufgereiht waren. Er stellte ein Spielzeug nach dem anderen auf den Tisch und erzählte dabei Geschichten aus seinen Kindertagen. Seine Frau saß an einer Seite des Tisches auf einem Stuhl und war über ihren Mann etwas verärgert. Als ich sie fragte, was los sei, sagte sie, dass der Versuch, die Versetzung ihres Mannes zu verhindern, vergeblich gewesen sei. Nun müsse er ganz schnell in eine 1000 Meilen entfernte gebirgige Gegend umziehen. Nachdem sie ihren Mann eine Weile schweigend angesehen hatte, fuhr sie fort, dass es eine so weite Reise sei. Es sei eine bewaldete und bergige Region. „Ich sage ihm ständig, dass er die Dinge, die er nicht mehr braucht, hier verkaufen soll. Zwar ist er bereit, alles überflüssige Zeug zu verkaufen, aber diese Spielsachen ...“

Sie hatte den Satz noch nicht zu Ende gesprochen, als ich plötzlich aufschrie. Mein Freund hatte das Spielzeug, das er gerade in der Hand hielt, auf den Tisch gestellt, und ich sprang mit solcher Hast auf und nahm es in die Hand, dass der Tisch wackelte und so alle Spielsachen das Gleichgewicht verloren und hinunterrollten. Der Freund und seine Frau sahen mich befremdet an.

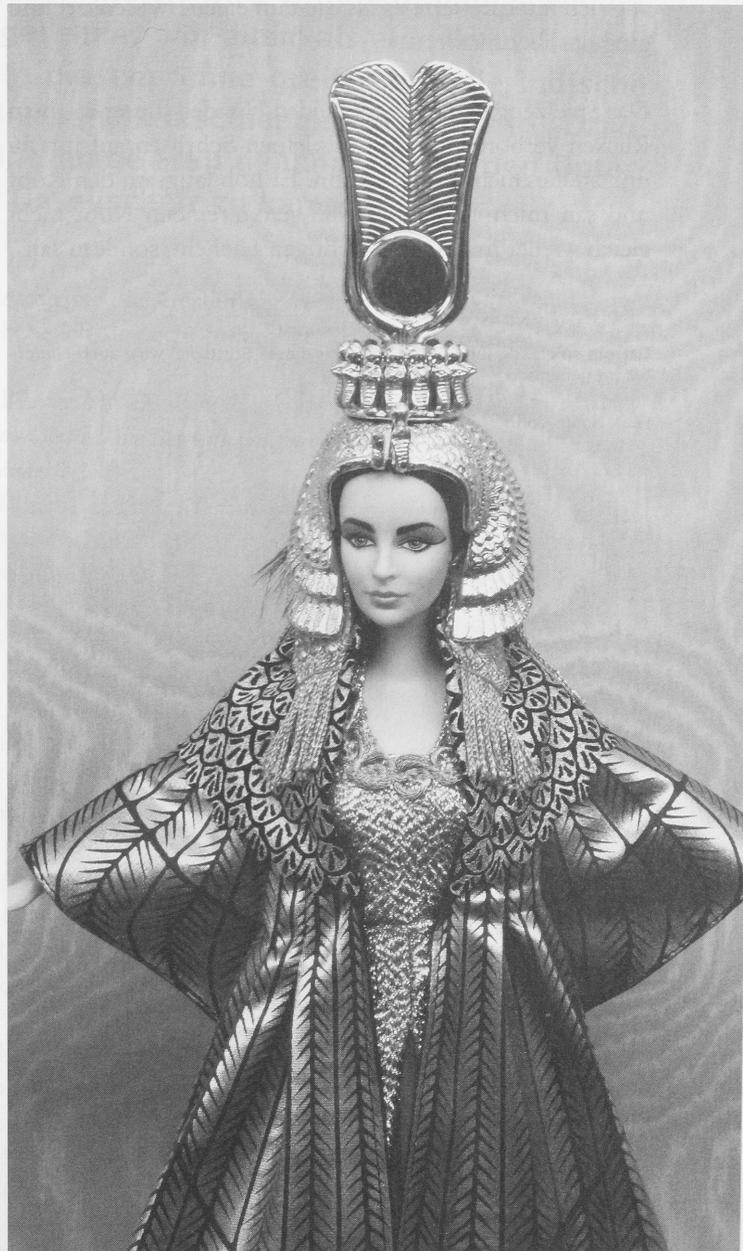
Ich hielt das Spielzeug in der Hand und nahm es aus verschiedenen Blickwinkeln in Augenschein. Ich war plötzlich ganz aufgeregt. Es war ganz genau so ein Spielzeug, wie es heute vor 30 Jahren die Söhne von Major Rathor besessen hatten. Ganz und gar das gleiche. Ich zog es auf, stellte es auf die Tischfläche und sah es mit unverwandtem Blick an. Dann begann ich meinen Freund zu bedrängen, mir das Spielzeug zu verkaufen. Er gab sich erstaunt, was mit mir denn los sei. Ein solches Spielzeug würde doch jetzt auch in Indien hergestellt, und es sei recht billig zu bekommen. Aber dieses sei nun schon so alt, dass es heutzutage den Kindern überhaupt nicht mehr gefalle. Er sagte, dass die Spielsachen aus seiner Kindheit bis jetzt übrig geblieben seien, eben weil sie altmodisch wären, andernfalls hätten seine Kinder sie schon längst in Besitz ge-

nommen. Zugleich erfuhr ich von ihm, dass ihm damals, als er elf Jahre alt war, ein Brieffreund aus Ägypten dieses Spielzeug als Geschenk geschickt hatte und dass es zu jener Zeit in Indien ungefähr 80 Rupien kostete.

Auf mein unnachgiebiges Drängen hin erklärte er sich schließlich bereit, mir das Spielzeug zu überlassen. Doch obwohl ich ihn inständig darum bat, nahm er keinen einzigen Paisa dafür. Viel mehr als über die Tatsache, dass ich das Spielzeug umsonst erlangt hatte, freute ich mich darüber, dass ich damit genau das bekommen hatte, was ich in meiner Kindheit so sehr begehrt hatte.

„Es handelte sich um eine ägyptische Puppe...Wenn man sie aufzog, bewegte sie sich ... Dieses Spielzeug hat mir so sehr gefallen, dass es mir Tag und Nacht vor Augen stand. Je länger ich daran dachte, desto stärker wurde der Wunsch, es zu besitzen.“

Foto: Pixabay

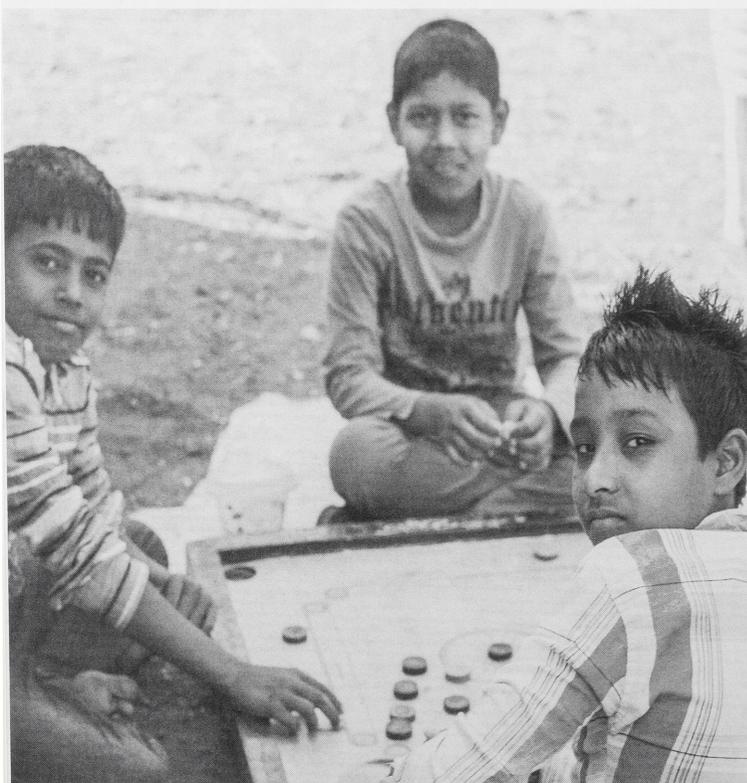


Ich hatte das Spielzeug in der Absicht mitgenommen, um es meinem Sohn zu geben. Wenn er ein so teures Spielzeug, noch dazu aus dem Ausland, bekommen würde, würde er mir um den Hals fallen und mein Gesicht mit zärtlichen Küssen bedecken. Ich war überaus glücklich, dass ich dieses Spielzeug gefunden hatte. Es hielt mich nicht mehr länger bei meinem Freund. Rasch verabschiedete ich mich und eilte nach Hause. Mein Sohn saß auf der Veranda im schwachen Licht einer Lampe und war damit beschäftigt, in seinem Heft eine Rechenaufgabe zu lösen, wobei er immer wieder nachdenklich nickte. Als er mich kommen hörte, hob er bedächtig seinen Kopf, sah mich an, lächelte und vertiefte sich wieder in seine Arbeit. Inzwischen war meine Begeisterung derartig angewachsen, dass ich über das ganze Gesicht strahlte. Er begrüßte mich mit einem leichten Lächeln. Wahrscheinlich merkte er gar nicht, wie glücklich ich war. Jedenfalls zeigte er sich nicht sonderlich beeindruckt. Dieses Verhalten kränkte mich zwar etwas, aber ich interpretierte es als die ihm eigene Wesensart und ging darüber hinweg.

Das Spielzeug hatte ich mit beiden Händen hinter meinem Rücken verborgen, ging mit kleinen Schritten auf ihn zu und stellte mich direkt vor ihn. Er hob langsam den Kopf und sah mich an. Dieses Mal senkte er den Kopf nicht gleich wieder mit einem flüchtigen Lächeln, sondern sah

Carrom spielende Jungen in Mumbai – dieses Brettspiel wird auch Fingerbillard genannt.

Foto: Adam Cohn



mich fortwährend lächelnd weiter an. Mir schien, als ob in seinen unschuldigen Augen ein unerfüllter Wunsch aufleuchtete. Während er mich so anschaute, erschien mir sein Gesicht überaus liebevoll. „Sag, was habe ich Dir wohl mitgebracht?“ fragte ich unvermittelt. „Es werden Comics sein“, sagte er arglos. „Nein, sieh!“ Und ich stellte das Spielzeug vor ihn auf den Boden. Das Lächeln um seine Lippen wurde noch stärker. Er sah das Spielzeug mit einem anerkennenden Blick an und nahm es dann in seine Hand. „Wie findest Du es?“ „Sehr schön.“ Er schaute es sich aus verschiedenen Blickwinkeln an und sagte: „Wie teuer ist es, Papa?“ „Vor 30 Jahren kostete es 80 Rupien, heutzutage aber ist es teurer.“

Ich hatte den Satz noch nicht einmal zu Ende sprechen können, als er das Spielzeug abrupt zurück auf den Boden stellte, so als habe ihn ein Skorpion in die Hand gestochen. Dann sagte er ganz langsam mit weinerlicher Stimme: „Papa, Du hättest nicht ein so teures Spielzeug mitbringen müssen. Mami sagt schon lange, dass du dir Stoff für einen warmen Mantel kaufen sollst“. „Aber, mein Sohn ...“ „Nein, Papa, bring es zurück, es ist doch viel zu teuer.“ Diese Gleichgültigkeit verletzte mich derart, als habe mir jemand mit einem Hammer einen Schlag auf die Brust versetzt. Meine ganze Freude und Begeisterung erlosch. Ich war völlig enttäuscht. Ich konnte nichts mehr zu ihm sagen, hob das Spielzeug auf und ging ganz langsam von der Veranda nach draußen.

*Aus dem Hindi übersetzt von  
Andreas Bock-Raming*

### Zum Autor:

Nafis Afridi wurde am 1. Juni 1946 in Kota, Radschasthan, in eine muslimische Familie hineingeboren. Nach Abschluss seines Hindi-Studiums an der Meerut University promovierte er über das Thema „Das Gesellschaftsbild muslimischer Schriftsteller in der Hindi-Erzählliteratur“. Die Erzählung „Das Spielzeug“ (Hindi: *Khilauna*) wurde erstmals 1970 in der Literaturzeitschrift *Saptāhik Hindustān* veröffentlicht und erneut in der zweibändigen, von Mahesh Darpan im Jahre 1988 herausgegebenen Anthologie *Svātantryottar Hindī Kahānī-Koś* publiziert. Afridis schriftstellerisches Gesamtwerk umfasst drei Bände mit Erzählungen und Kurzgeschichten, ferner einige Romane, von denen sein bekanntester vielleicht *Khule hue darīce* („Offene Fenster“; Delhi 1977) ist.